Goethe und Heidelberg

Kuno Fischer

Goethe-Schriften

von

Kuno Fischer.

5.

Goethe und Heidelberg.

Festrede
zur städtischen Goethefeier aus Anlaß des
150. Geburtstages Goethes
in Gegenwart
Ihrer Königlichen Hoheiten
des Großherzogs und der Frau Großherzogin
gehalten
im Saalbau zu Heidelberg am 29. October 1899
von

Kuno Fischer.

—— Zweite Auflage. ——

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Durchlauchtigste Herrschaften!
Hochansehnliche Festversammlung!

I. Unsere Goethefeier.

Ich beginne mit dem Ausdruck der Freude und des Dankes, daß unsere erhabene Landesherrschaft, Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog und die Frau Großherzogin unsere Goethefeier Höchst Ihrer Anwesenheit gewürdigt und dadurch zur Bedeutung einer Landesfeier erhoben haben.

Es konnte die Frage sein, die auch zwischen meinem verehrten Collegen, dem Vertreter der deutschen Philologie an unserer Universität, und mir vertraulich besprochen worden ist: ob der diesjährige Geburtstag Goethes, der anderthalb Jahrhunderte zählt, in Heidelberg als ein städtisches oder als ein akademisches Fest zu feiern sei? Freilich hat jede deutsche Universität den wissenschaftlichen Beruf, die Erkenntniß des größten und universellsten Dichters der Deutschen, so viel an ihr ist, zu fördern und seinen Namen hoch zu

halten; die besondere Pflicht, seine Gedächtnißtage zu feiern, haben drei: die beiden Universitäten, denen der Ruhm gebührt, seinen Namen in ihren Matrikeln zu führen, und eine dritte, die sich viele Jahre lang seiner Fürsorge und Förderung erfreut hat. Diese Universitäten sind Leipzig, Straßburg und Jena. Im Uebrigen war die zünftige, oft ideenfeindliche Gelehrsamkeit, welche er auf den Universitäten thronen sah, gar nicht nach seinem Sinn. Zu einer Reihe heidelberger Professoren hat er freundschaftliche Beziehungen gehabt, ein Verhältniß zwischen ihm und der Universität Heidelberg hat nie bestanden.

Anders verhält es sich mit den Städten, welche durch den Gang seiner Schicksale die Schauplätze seiner Lebensperioden oder wichtiger Lebensereignisse gewesen sind. Solche Goethestädte als die Schauplätze seiner Lebensgeschichte sind im eminenten Sinn Frankfurt a. M. und Weimar. Als Goethestädte, welche der Schauplatz vorübergehender und wichtiger Aufenthalte gewesen — ich spreche jetzt nur von deutschen Städten —, nenne ich Leipzig, Straßburg, Wetzlar, Darmstadt, Jena, Dornburg, Karlsbad, Marienbad. Eine solche

Goethestadt bedeutsamer Art ist unser Heidelberg. Daher wollte mir scheinen, daß für unsere heidelberger Goethefeier der städtische Charakter entsprechender sei als der akademische. Unser Herr Oberbürgermeister und die Väter der Stadt haben meinen Vorschlag einer solchen Feier gern empfangen und mit einstimmiger Bereitwilligkeit angenommen. Den Zusammenhang zwischen Goethe und Heidelberg zu erleuchten, ist das Thema und der Zweck meiner Rede.

Bevor ich aber dazu übergehe, will ich dem Gefühle der Freude, womit ich begonnen habe, noch einen zweiten Ausdruck geben. Ich war jung, als die erste Säcularfeier der Geburt Goethes begangen, ich kann nicht sagen gefeiert wurde, denn von einer nationalen Feier war keine Rede, wogegen zehn Jahre später die erste Säcularfeier der Geburt Schillers ein Fest aller Deutschen wurde, von dem man sagen konnte und gesagt hat: „die Freudenfeuer flammten ja fast um den ganzen Erdball herum". Der Grund lag auch in der Verschiedenheit der Zeiten, so kurz der Zwischenraum war. Am 28. August 1849, nach einem Schiffbruch großer politischer Hoffnungen, welchen Deutschland aus inneren Stürmen und Tumulten

davongetragen hatte, herrschte das Gefühl einer tiefen Niedergeschlagenheit, die eine frohe Festesstimmung nicht aufkommen ließ. Am 10. November 1859 standen wir unter dem Eindruck der Kriege, welche das zweite französische Kaiserreich begonnen und noch eben erst gegen Oesterreich glücklich und schnell zu Ende geführt hatte; die italienische Einheit war im Werden, die große Wilhelminische Aera in Deutschland, eine der thatenvollsten, sieg- und segensreichsten, welche die Welt gesehen, war schon im Aufgange begriffen, die patriotischen Gefühle und Vorgefühle großer kommender Dinge waren in Wallung und in eine Stimmung gerathen, welche dem Dichter der kriegerischen Jungfrau und des Wilhelm Tell zu Gute kam.

Daß aber jener erste säculare Geburtstag Goethes so ungefeiert und im Bewußtsein des deutschen Volkes fast spurlos vorüberging, hatte noch einen tieferen und schlimmeren Grund: nämlich den niedern Stand einer dumpfen Unreife, worin sich das deutsche Volk diesem seinem größten Dichter gegenüber befand, unfähig die Bedeutung desselben zu erkennen und zu würdigen. Ich spreche nicht von der kleinen auserlesenen Goethegemeinde, die

es stets gegeben hat, sondern von der Nation im Großen und Ganzen, von der Durchschnittsfläche der öffentlichen Meinung. Vor den Augen des Volkes stand ein Zerrbild, eine grundfalsche und gefälschte Vorstellung, welche der damals herrschende Liberalismus für den Charakter Goethes ausgab; es waren zwei Richtungen, welche zuletzt gegen einander zu Felde zogen, aber in blindem Haß wider Goethe und in dessen Verunglimpfung einig waren: die demokratische, welche von Ludwig Börne herkam, und die sogenannte christlich-germanische, welche Wolfgang Menzel anführte. Von jener Seite wurde Goethe hingestellt als ein Egoist, Aristokrat, Fürstenknecht, von dieser als Genußmensch, als ungläubig und unmoralisch, man glaubte ihn bankrott zu machen, indem man seine Liebschaften liquidirte. Unkenntniß und Unverstand gingen Hand in Hand mit Bosheit und Neid, welche stets ein großer Multiplicator der intellectuellen Negativa sind: Unverstand mal Neid giebt als Product eine Legion bornirter und falscher Vorstellungen, und wenn diese die öffentliche Meinung beherrschen, so kann keine andere Frucht gezeitigt werden als die Bethörung.

Der erste Schriftsteller, der diese grundfalschen Vorstellungen von Goethe in weiten Kreisen widerlegt und entkräftet hat, war — ich sage es mit einiger Beschämung — ein Engländer: George Henry Lewes, durch seine vielgelesene Lebensgeschichte Goethes, ein Buch, welches in Ansehung der Werke Goethes zwar viel Falsches enthielt, in Ansehung seines Charakters aber auf Grund einer Fülle von Thatsachen die richtige und eingehende Vorstellung an die Stelle der ganz falschen und flachen gesetzt hat. Lewes hatte in Weimar aus den reinsten und nächsten Quellen geschöpft; dort lebte einer der gründlichsten und feinsinnigsten Goethekenner und Goetheforscher: mein verewigter Freund Adolf Schöll, der Vater des unsrigen.

Es gereicht mir nun zu wahrer Freude und Genugthuung, daß in den letzten fünfzig Jahren die Kenntniß, Schätzung und Verehrung Goethes in unserem Volke gewachsen und zu einer Verbreitung, Sicherheit und Höhe gereift ist, die sich nicht mehr erschüttern und irre machen läßt. Der 150jährige Gedächtnißtag Goethes, welchen wir feiern, ist ein Fest aller Deutschen. Ich spreche im Namen Heidelbergs, als ein Ehrenbürger dieser schicksalskundigen

und ruhmreichen Stadt, die als Goethestadt sich beeifert hat, an diesem Fest aller Deutschen ihren feierlichen Antheil zu nehmen. Das deutsche Volk ist durch seine Einheit zum Bewußtsein seiner Macht und Größe gelangt und nunmehr auch im Stande, die großen und mächtigen Erscheinungen seines Geistes zu würdigen. Mag selbst der deutsche Reichstag eine Beisteuer zum Denkmal Goethes in Straßburg verweigert haben: es ist umsonst, es hilft nichts! Auch der Reichstag kann das Denkmal, welches im Innern der Nation ihm errichtet ist und emporragt, weder zerstören noch verkleinern. Das deutsche Volk denkt wie der Herzog Alphons im Tasso:

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt,
Und wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

So dachte und empfand Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar, von mütterlicher Seite der Urgroßvater Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Luise von Baden, der erhabenen Tochter unseres großen Kaisers Wilhelms I.

Zwei Inschriften, welche den Aufenthalt Goethes in unserer Stadt beurkunden, liefern gleichsam das Thema meiner Rede. An einem schmalen, mit

Nr. 196 bezeichneten, am Markte gelegenen Hause, welches nur zwei Fenster in der Front hat, steht zu lesen: „Aus diesem Hause seiner mütterlichen Freundin Dorothea Delph reiste Goethe, der Einladung Karl Augusts folgend, den 4. November 1775 nach Weimar".

Im englischen Garten unseres Schlosses, an der südwestlichen Mauer findet sich die zweite Inschrift: „An diesem Orte weilte mit Vorliebe Goethe, sinnend und dichtend, in den Herbsttagen 1814 und 1815". Zur Ergänzung und näheren Bestimmung dieser Inschrift fehlt eine dritte, welche in Vorschlag zu bringen, ich mir erlauben werde.

Fünfmal, so viel ich sehe, ist Goethe zu einigem Aufenthalte in Heidelberg gewesen: auf seiner ersten Schweizerreise im Mai 1775; dann in den letzten October- und ersten Novembertagen desselben Jahres, wie die erwähnte Inschrift besagt; seine zweite, mit Karl August gemeinsame Schweizerreise, die im September 1779 angetreten wurde, hat ihn zwar nach Frankfurt, aber nicht nach Heidelberg geführt; doch auf seiner dritten und letzten Schweizerreise im Sommer 1797 hat sich Goethe ein paar

Tage hier aufgehalten (den 25. und 26. August), er hat einen Spaziergang über die neue Brücke gemacht, welche heute die alte heißt, und die Goethe damals zum erstenmale mit größtem Wohlgefallen sah, und sich an dem entzückenden Anblick der Stadt und Landschaft erfreut, der sich dem Wanderer auf den jenseitigen Bergen darbietet. Die beiden letzten Aufenthalte fallen in die Jahre 1814 und 1815, wie die Inschrift auf dem Schlosse beurkundet.

II. Das Jahr 1775 in Goethes Leben.

Als Goethe zum erstenmale in Heidelberg erschien, im Mai 1775, stand er in der Fülle der Jugend, des dichterischen Schaffens und des Ruhms, er war schon der weltberühmte Dichter des Götz und des Werther, er kam begleitet von den beiden Grafen zu Stolberg-Stolberg, den Brüdern Christian und Leopold Friedrich, ein dritter Begleiter war Kurt Graf von Haugwitz, der später als preußischer Minister des Auswärtigen in dem Frieden von Basel (1795) und in dem Vertrage von Schönbrunn (1805) eine keineswegs ruhmwürdige Rolle gespielt hat. Die Stolbergs waren damals wilde Gesellen, Natur- und Freiheits-

schwärmer von der ungeberdigsten Art, die in Goethes Vaterhause nach Tyrannenblut lechzten, im Gasthof zu Mannheim die Gläser zerschlugen, woraus sie auf das Wohl der Geliebten getrunken, in Darmstadt in freiem Wasser vor den Augen aller Welt badeten und dergleichen Thorheiten mehr begingen; sie waren und wurden, wie unser Dichterpaar in seinen Xenien „Das Brüderpaar" einige Jahrzehnte später geschildert hat:

Als Centauren gingen wir einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt!

Es war die Höhe der Sturm- und Drangzeit, dieser unserer litterarischen Revolution, als Goethe mit seinen drei gräflichen Freunden, alle im Werther-kostüm, sich in Heidelberg zeigte. Das Wesen und die Tendenz dieser merkwürdigen Epoche lag in der Vergötterung der Kraft, der ungemessenen und maßlosen, welt- und himmelstürmenden, alle Schranken der Convention und Sitte niederreißenden Kraft, dieser, mythologisch zu reden, titanischen oder prometheischen Kraft, welche in ihrer menschlich größten und universellsten Stärke Goethe wirklich besaß: er, wie kein anderer, er, schon der Dichter des Prometheus und des Faust; die

anderen führten die Kraft mehr im Munde als im Geist, sie geberdeten sich gern als Kraftmenschen, gleich Bühnenhelden. Aber das Maßlose endet im Sinnlosen, das Ungeheuerliche im Unsinn, womit das Poetische aufhört. Darin lag zwischen Goethe und den Stolbergs der große und charakteristische Unterschied, welchen unter Goethes Zeitgenossen und Freunden niemand so scharf erkannt, so richtig gesehen, so kurz und treffend ausgesprochen hat als Johann Heinrich Merck, Kriegszahlmeister in Darmstadt. Als er hier die Reisenden auf ihrem Wege nach Heidelberg gesehen hatte, sagte er zu Goethe: „Daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich, du wirst nicht lange bei ihnen bleiben. Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug." „Faßt man die ungeheure Differenz der beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erhält man viel Aufschluß über tausend andere Dinge." So fügt Goethe hinzu, indem er in „Dichtung und Wahrheit" diese Aeußerungen Mercks erzählt.[1] Ich

[1] Werke. (Hempel.) XXXIII. S. 56.

kenne kein Wort, welches richtiger und kürzer gleichsam die Formel enthält, aus der sich der ganze Goethe erklärt: der Dichter wie der Naturforscher, der Staatsmann wie der Menschenfreund.

Das Jahr 1775 war in Goethes mehr als 82jährigem Leben eines der allerbewegtesten und ereignißvollsten. Noch in den letzten Tagen des alten Jahres hatte er in einer musikalischen Abendgesellschaft bei ihrer Mutter, die einem großen Handelsgeschäfte vorstand und ein glänzendes Haus führte, Elisabeth Schönemann kennen gelernt; bald war in näherem Verkehr, in vertraulichen Aussprechungen in seiner Seele eine neue Liebe, ein neues Leben, ein Quell neuer Lieder, seine Lililieder, geweckt worden und eine leidenschaftliche Neigung entstanden, welche das holde, siebzehnjährige Mädchen mit vollem und entschlossenem Herzen erwiderte.

Nichts stand der glücklichsten Erfüllung entgegen, nur daß die beiden Familien einander fremd waren und blieben, getrennt durch die Verschiedenheit ihrer Gesellschaftskreise, ihrer häuslichen Lebensart und ihrer Bekenntnisse: die Goethes waren lutherisch, die Schönemanns reformirt, ein

Unterschied, welcher in dem damaligen Frankfurt keineswegs gering anzuschlagen war. Den Brüdern und Verwandten Lilis schien ihre Heirath mit dem frankfurter Advocaten Wolfgang Goethe, der mehr Gedichte, Romane und Schauspiele schrieb, als Processe führte, höchst unzweckmäßig; der Vater Goethe wollte seinerseits auch nichts von der Heirath des Sohnes mit „dieser Staatsdame" wissen, und die Schwester Cornelie, welche mit Johann Georg Schlosser, damals badischem Amtmann in Emmendingen, eine reizlose Ehe führte, konnte dem geliebten Bruder schriftlich und mündlich nicht dringend genug eine Heirath widerrathen, deren beiderseitige Verhältnisse gar nicht zu einander paßten.

Da aber die Herzen der Liebenden einig waren, so schienen die Hindernisse auf keiner der beiden Seiten unüberwindlich zu sein; und so gelang es der betriebsamen Einmischung einer dritten Person in einem günstigen Augenblick die Verlobung herbeizuführen. Zur Zeit der Ostermesse, im April 1775, war in gewohnter Weise die Handelsjungfer Delph aus Heidelberg, wo sie ein kleines Handelsgeschäft führte, nach Frankfurt gekommen, langjährige Geschäftsfreundin im Schönemannschen

Hause, seit kurzem auch im Goetheschen bekannt, eine alte Jungfer von 47 Jahren, von männlichem Aussehen und Benehmen, von schneller gebieterischer Art, gleich bei der Hand, wenn es galt, Heirathen zu stiften. „Sie kannte sehr wohl“, so erzählt Goethe, „unsere Wünsche, unsere Hoffnungen, ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag, kurz sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. «Gebt euch die Hände», rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand hin; sie legte die ihre zwar nicht zaudernd, doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme. Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei.“[1]

---

[1] Dichtung und Wahrheit. IV. Buch XXVII. Werke. Bd. XXIII. S. 37 u. 38. (Goethe schreibt „Delf“.)

Um die Zeitordnung dieser Begebenheiten richtig zu stellen, welche Goethe aus Gedächtnißtäuschung, als er in späten Jahren den vierten und letzten Theil seiner Lebenserinnerungen niederschrieb, vielfach verwirrt hat: so hat die Verlobung in der ersten Hälfte des April, die Auflösung in der zweiten Hälfte des September stattgefunden; er ist als Bräutigam alsbald nach der Schweiz gereist und einige Monate fern von der Geliebten geblieben, er ist nach seiner Rückkehr in den Tagen des August und September oft an der Gerbermühle vorüber durch Oberrad nach Offenbach gepilgert, um die Geliebte zu sehen, die sich dort bei ihren mütterlichen Verwandten aufhielt. Er hatte auf der Höhe des Gotthard gestanden und den Weg nach Italien vor sich gesehen, sein Freund und Landsmann Passavant drängte vorwärts, die Liebe zu Lili trieb ihn zurück; er schwelgte voller Entzücken in dem Anblick der Alpen und des Züricher Sees:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, Lili, wenn ich dich nicht liebte,
Was, was wär' mein Glück!

Als er auf der Rückreise in die Gegend blickte, wo Frankfurt lag, brauchte er das wundervolle Wort:

„ich blicke liebwärts“. Sie hat als Frau von Türckheim alle Pflichten und Tugenden der Gattin und Mutter in musterhafter Weise erfüllt und zwanzig Jahre nach der Zeit, von der ich rede, einer vertrauten Freundin bekannt, daß sie Goethen auf das innigste geliebt, daß sie in ihm den Schöpfer ihrer geistigen Existenz verehrt habe und bereit gewesen wäre, selbst gegen den Willen der Ihrigen ihm zu gehören und, wenn er gewollt, nach Amerika zu folgen. Und Goethe hat als achtzigjähriger Greis gesagt, daß sie die erste und im Grunde die einzige gewesen sei, die er tief und wahrhaft geliebt habe.

Man glaubt vor einem Räthsel zu stehen. Warum keine Ehe, die doch allem Anscheine nach eine der denkbar schönsten und glücklichsten geworden wäre? So wird gefragt und immer wieder gefragt, obwohl er noch vierzig Jahre nachher seine damaligen Seelenkämpfe getreu und ergreifend geschildert hat. Wo Seelenkämpfe sind, da gilt das faustische Wort: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust! die eine will sich von der andern trennen!“ Das tiefste Gegengewicht gegen das häusliche Lebensglück, das ihn anlächelte, lag in

ihm selbst, weit tiefer als alle menschliche Willkür, Neigung und Leidenschaft, womit sich schalten und walten läßt. Es war etwas, wogegen er sich innerlich und unwillkürlich aufbäumte, was ihn, ich möchte sagen, schaudern machte: daß er in Frankfurt, im väterlichen Hause oder sonst wo in der frankfurter Enge als Ehemann fortleben sollte, umringt von einer Menge peinlicher, verdrießlicher und miserabler Nebenumstände. Man kann sich keine zureichende Vorstellung machen von der Größe und Kraft, von der Weite und Schnelligkeit seines Wesens, von seinem Durst nach Welt und Leben, es war der Durst nach großen Erfüllungen, nach dichterischem Schaffen und Gestalten. Seine frankfurter Jugendperiode, die titanische und prometheische, war erschöpft und ausgelebt bis auf die Neige. In Frankfurt fortleben, in der gebundenen Form der Ehe, sei es auch der denkbar glücklichsten, hieß für ihn so viel als verdursten und verschmachten. Das war die Zukunft, vor welcher ihm graute. Die eine Seele voller Liebe und Liebeslust zog ihn zu Lili, „die andere hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen". Diese hohen Gefilde waren sein dichterischer Weltberuf. Dieser

Dust und Staub war seine frankfurter Existenz, die er um jeden Preis abschütteln wollte. Er gehört zu jenen seltenen und verhängnißvollen Menschen, deren Schicksale nicht gemacht, sondern beschieden werden und darum mächtiger sind als sie selbst. Das dunkle Gefühl eines solchen Schicksals nannte Goethe „das Dämonische“. Es war sein „Dämon“. So heißt das erste jener „Orphischen Urworte“, welche er, merkwürdig genug, in derselben Zeit gedichtet, als er in Dichtung und Wahrheit die Geschichte seiner Liebe zu Lili und seiner Trennung von ihr erzählt hat:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist also fort und immer fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Auch sein Vater, der nicht zu den Verhängnißvollen gehörte, hatte das ganz richtige Gefühl, wenn er von seinem Sohne sagte: „dieser singulare Mensch“.

Noch gegen Ende des Jahres 1774 hatte Goethe die beiden weimarischen Prinzen auf ihrem Wege

nach Paris in Frankfurt kennen gelernt, wo sie ihn aufgesucht und sich seiner Bekanntschaft und Unterhaltung erfreut hatten. Seit dem 3. September 1775 war Karl August regierender Herzog von Sachsen-Weimar, er hatte sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt und kam mit seiner Gemahlin am 12. October durch Frankfurt, wo er Goethen zum drittenmale sah und zu einem Besuche in Weimar wiederholt und dringend einlud; ein in Karlsruhe bestellter Wagen sollte ihn gleich in den nächsten Tagen abholen. Goethe hatte die Einladung ergriffen, sie erschien ihm wie der Ruf des Schicksals. Er nahm Abschied von allen seinen Freunden, auch von Lili. Aber der Wagen kam nicht, er wartete sechszehn Tage umsonst, er ging nicht mehr aus, sondern blieb in seiner Mansarde und schrieb am Egmont. Nun hörte er jeden Tag den Vater spotten, daß man ihn zum Besten gehabt habe, daß mit großen Herren schlecht Kirschen essen sei, und daß er sich endlich auf den Weg machen und nach Italien reisen möge. Endlich entschloß er sich, dem Vater zu folgen. Der 29. October war der letzte Tag, welchen Goethe in Frankfurt und im Vaterhause zu-

gebracht hat. Unser heutiges Datum erinnert daran!

Am andern Tage, den 30. October, reiste er südwärts und blieb gern einige Tage in Heidelberg im Hause der Delph, die ihn eingeladen hatte; er reiste zögernd, noch immer auf den Wagen wartend, der ihn holen sollte, denn sein richtiges Schicksalsgefühl, sein Dämon, wies nicht nach Italien, sondern nach Weimar. Die Jungfer Delph aber hatte es anders vor, sie war ganz einverstanden, daß die Verlobung mit Lili gelöst war, und sogleich bereit und geschäftig, eine neue zu stiften: Goethe sollte in churpfälzische Dienste treten und die Tochter eines angesehenen Mannes, des ersten Civilbeamten der Stadt, heirathen, des Hofraths Wrede, der in dem Hause wohnte, welches heute das Großherzogliche Palais ist; sein damals achtjähriger Sohn Philipp hat eine große Laufbahn gemacht, er ist bayerischer Feldmarschall und Fürst geworden, seine Bildsäule, von König Ludwig I. errichtet, steht in Erz gegossen auf dem nach ihm benannten Platz in unserer Stadt; er würde zu seinen vielen Auszeichnungen auch noch die Ehre gewonnen haben,

der Schwager Goethes zu sein, wenn es nach der Jungfer Delph gegangen wäre; aber die Jungfer Delph war nicht die Parze, welche Goethes Schicksalsfaden zu spinnen hatte.

Plötzlich kam die Stafette, die ihn nach Weimar rief. Der Wagen wartete schon in Frankfurt, und Goethe bestellte sogleich die Post zur Rückkehr. Vergeblich bot seine Freundin alles auf, ihn festzuhalten. „Der Wagen stand vor der Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen: ich riß mich los, sie wollte mich noch nicht fahren lassen und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmonts ausrief: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam?"[1]

[1] Werke. (Hempel.) XXIII. S. 112—117. Vgl. S. 228—232.

Mit diesen Worten hat Goethe seine Lebenserinnerungen geschlossen, die er aus inneren und sachlichen, nicht blos aus euphonischen Gründen „Dichtung und Wahrheit“ genannt hat; erst die Herausgeber seiner nachgelassenen Werke haben unberufenerweise den Titel in „Wahrheit und Dichtung“ geändert. Auch dieser Schluß, der eine der bedeutsamsten Thatsachen seines Lebens darstellt, ist vollkommen dichterisch gedacht und empfunden. Ich bin gewiß, daß Goethe den Moment ganz so empfunden hat, wie er denselben erzählt, aber ich zweifle, daß er diese Worte Egmonts gesprochen hat, die vielleicht damals noch gar nicht geschrieben waren.

Es giebt ein Märchen, welches Goethe gern erzählt und mehr als einmal erlebt hat. Ein junger Mann gewinnt und erwidert die Neigung einer schönen, allerliebsten Prinzessin, die ein Königreich mit allen idyllischen Glücksgütern des Lebens besitzt und ihm verspricht, wenn er ihr Gemahl sein und bleiben will, aber das glückliche Land und seine Herrin gehören ins Reich der Zwerge. Sie steckt ihm den Trauring an, und er wird Zwerg, was er beim besten Willen und aller

Liebe zu der schönen Prinzessin nicht bleiben kann, seine Natur sträubt sich und sprengt den Ring, denn er ist ein Mensch, einer der größten und gewaltigsten, dem in einem der denkwürdigsten Augenblicke seines Lebens der Herrscher der Welt zurief: «vous êtes un homme!» Es ist das Märchen von der schönen Melusine, welches Goethe im Pfarrhause zu Sesenheim erzählt und erlebt hat.

Auch sein frankfurter Dasein war ein Ring, den er sprengen mußte. Ich lasse ihn selbst reden. Im Rückblick auf die frankfurter Zeit schreibt er noch sechs Jahre nachher an seine Mutter: „Sie erinnern sich der letzten Jahre, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben."[1]

---

[1] Goethes Werke. (Sophienausgabe.) Abth. IV. Bd. V. S. 170. (Brief vom 11. April 1781.)

Dies war das Schicksal, vor dem er im Innersten erschrak: ein Kind, ein Zwerg zu bleiben!

„Aus diesem Hause“, so lautet unsere Inschrift, „reiste Goethe, der Einladung Karl Augusts folgend, nach Weimar.“ In die Sprache des Märchens übersetzt, sagt die Inschrift: „Hier nahm Goethe für immer Abschied vom Reich der Melusine!“ Ein höchst bedeutsamer Moment in seinem Leben, vielleicht der bedeutsamste, dessen Schauplatz Heidelberg war.

III. Goethe in Weimar.

Am 7. November 1775 war er in Weimar angelangt, im Wertherkostüm, die Handschrift seines Faust in der Brusttasche; er war zum Besuch auf einige Monate gekommen, und blieb fast 57 Jahre, bald der erste Mann im Staat nach dem Herzog; seine wahre Stellung und gleichsam Sendung war seine Busenfreundschaft mit Karl August, die alle Wechsel der Zeiten und Schicksale bestanden und überdauert hat. Diese Freundschaft war selbst ein Schicksal, das in den Sternen geschrieben stand. „So sagten schon Sibyllen, so Propheten!“

Als nach acht Jahren, am 3. September 1783, der Geburtstag des 26jährigen Herzogs gefeiert wurde, widmete ihm Goethe eines seiner herrlichsten Gedichte, das schönste Zeugniß seiner innigen, hingebenden, treuen und ihrer schwierigen, dem Blick der Menge verborgenen Aufgaben sich stets bewußten Freundschaft:

O, frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen,
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Aus fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Als der Freund des regierenden Herzogs von Sachsen-Weimar, als einer seiner amtlichen Rathgeber, als der ihm nächste und geistig vornehmste, trat Goethe den Staats- und Weltverhältnissen im Kleinen und im Großen mit einemmale ganz nahe und gewann zu Leben und Welt eine Stellung und Einsicht in beide, die ihm in der Enge seines heimischen Daseins niemals hätte zu Theil werden können. Er hatte sich kaum in Weimar eingelebt, da begann eine Reihe großer Begebenheiten: zuerst der bayerische Erbfolgekrieg, der die österreichische

Expansionspolitik unter Joseph II. hervorrief, welcher Friedrich der Große den deutschen Fürstenbund entgegensetzte, diesen ersten Versuch einer Einigung Deutschlands unter preußischer Hegemonie, woran Karl August den regsten Antheil nahm; dann folgte die ungeheure Staatsumwälzung in Frankreich, die Revolutions- und europäischen Coalitionskriege, deren ersten, die Campagne in Frankreich vom Jahre 1792, Goethe selbst an der Seite des Herzogs mitgemacht hat; es folgte die französische Expansions- und Eroberungspolitik, das französische Weltreich unter Napoleon, dessen Aufgang, Höhe und Untergang Goethe erlebt und vor Augen gesehen hat, auch den Weltherrscher selbst, der in den Octobertagen 1808 in Erfurt ihn zu sich rief und mit jenen Worten empfing: «Vous êtes un homme!» Welche ungeheuren Ereignisse! Wieland nannte sie: „Etwas ganz Außerordentliches, nie Gesehenes, nie Gehörtes, nie in den Annalen des ganzen Menschengeschlechts Gelesenes".

Durch die Kriegsjahre 1813, 1814 und 1815 hatte die Welt den Frieden und Deutschland seine Unabhängigkeit wieder errungen. Der Rhein, nach dem Worte E. M. Arndts, war nicht mehr die Grenze,

sondern wieder der Strom Deutschlands geworden, als die neuerwachten Kunstinteressen den großen Dichter in Weimar bewogen, nach vierzig Jahren wieder einmal eine Rheinreise zu machen (1814) und noch zweimal nach Frankfurt und Heidelberg zu kommen. Seit jenem Abschiede von seinem Vaterhause in Frankfurt a. M. und von seiner Freundin Delph in Heidelberg waren vier Jahrzehnte vergangen. In dieser Zeit war Goethe durch eine Fülle poetischer Großthaten nicht blos der größte Dichter der Gegenwart und der Deutschen geworden, sondern einer der größten aller Zeiten und Völker. Wieland nannte ihn den Napoleon im Reiche der Poesie, andere den Statthalter der Poesie auf Erden.

IV. Goethes Rheinreise 1814.

Ein Mittelpunkt der neuen Kunstinteressen, der Goethen anzog, lag in Heidelberg. Ein Brüderpaar belgischer Herkunft, Sulpiz und Melchior Boisserée in Köln, von katholischer Frömmigkeit und deutscher Vaterlandsliebe beseelt, hatten den kaufmännischen Stand verlassen und sich dem Studium der altdeutschen Werke christlicher

Baukunst und Malerei gewidmet, sie hatten in ihrer Vaterstadt zu französischen Zeiten, wo Klöster und Kirchen aufgehoben und alte, höchst werthvolle Bilder wie altes Eisen verschleudert und verhandelt wurden, eine Menge altdeutscher Gemälde von unschätzbarem kunstgeschichtlichem Werth erworben, da es sich um Werke der ältesten deutschen Malerei handelte, die der Epoche van Eycks vorausgegangen und noch von byzantinischen Vorbildern abhängig war; sie hatten diese Sammlung mit kunstverständigem Eifer vermehrt und im März 1810 nach Heidelberg gebracht, wo sich die Brüder häuslich niederließen und ihre Sammlung in dem Hause, wo heute der Sitz des Bezirksamtes ist, aufstellten. Hier ist diese Sammlung neun Jahre geblieben, wie die heutige Inschrift besagt: „In diesem Hause befand sich von 1810—1819 die berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée".

Mit ganz besonderem Eifer hatte Sulpiz die mittelalterlichen Werke der kirchlichen Baukunst, die sogenannten gothischen, studirt, deren größtes und vollkommenstes im Dom seiner Vaterstadt begonnen und geplant war, aber der Bau war

seit einem halben Jahrtausend unterbrochen worden und seit drei Jahrhunderten in völligen Stillstand gerathen. In seinem Prachtwerke vom kölner Dombau hat Sulpiz durch bildliche Darstellungen die Pläne und Grundrisse, die einzelnen Theile und deren Ausführung dem neunzehnten Jahrhundert zur Anschauung gebracht und die Vollendung des grandiosen Werkes betrieben.

Als die Brüder in Heidelberg einheimisch waren, begab sich Sulpiz im Mai 1811 nach Weimar, um Goethes Interesse für den Bau und die Bilder zu gewinnen. Gleichzeitig hatte der ihm befreundete, gleichaltrige, jetzt auch gleichgesinnte Maler Peter Cornelius aus Düsseldorf, damals in Frankfurt a. M., den Cyclus seiner Zeichnungen zum Faust ausgeführt und zwar in altdeutschem Styl. Nach seiner römischen Epoche und kraft derselben war Goethe ganz von dem classischen Ideale erfüllt, er war, symbolisch zu reden, mit der Helena vermählt und der christlichen Kunst und Kunstart abgewendet. Sulpiz mußte ihn erst gewinnen und erobern, was nicht leicht war. Goethe empfing ihn förmlich und steif, redete einsilbig und reichte ihm das erstemal zum Abschied einen oder zwei

Finger, aber sein Herz öffnete sich für jede große und schöne Sache, die von Herzen kam; am zweiten Tage reichte er ihm die Hand, und als Sulpiz wieder einmal voller Begeisterung und Verehrung zu ihm geredet hatte, umarmte ihn Goethe, Thränen im Auge. Die Zeichnungen des Cornelius zum Faust, welche Sulpiz ihm vorlegte, hatten sein Gefallen, das Werk vom kölner Dombau sein Erstaunen und seine Bewunderung erregt, gleichsam wider Willen. „Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben." So schrieb Sulpiz am 10. Mai 1811 an seinen Freund Bertram in Heidelberg.

Die Rührung Goethes ist sehr verständlich. In den Gesprächen mit Sulpiz und unter dem Eindruck der Zeichnungen erlebte er einen jener Momente, von dem es nach seinen eigenen Worten heißt: „Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten". Seine Jugendzeit in Straßburg mußte sich ihm vergegenwärtigen, wie er damals für das Münster nicht blos geschwärmt, sondern in diese

Vereinigung von Größe, Erhabenheit und Anmuth sich hineingesehen und hineingelebt hatte, bis er die architektonischen Ideen des Baues durchschaute; wie er damals das Blatt von der deutschen Baukunst geschrieben und Erwin von Steinbach vergöttert in seiner dithyrambischen Weise. Die Gestalten des Götz und des Faust tauchen wieder auf, zu denen das ehrwürdige Münstergebäude einen sehr ernsten Hintergrund bildete. Und jetzt lagen sie hier vor ihm, die Zeichnungen des Cornelius zum Faust in altdeutschem Styl!

Zwischen Goethe und Sulpiz entstand eine Freundschaft, die einen sehr herzlichen und vertraulichen Charakter gewann, obgleich Sulpiz vierunddreißig Jahre jünger war als Goethe. Dieser wünschte die Brüder in Heidelberg zu besuchen und ihre Bilder zu sehen. Dies ist geschehen. Darum möchte ich vorschlagen, daß zu der Tafel an unserem Amtshause sich eine zweite geselle mit folgender Inschrift: „In diesem Hause hat Goethe als Gast der Brüder Boisserée vom 24. September bis zum 9. October 1814 und vom 21. September bis zum 7. October 1815 gewohnt".

In Ansehung der altdeutschen Kunst und ihrer Werke besteht eine wunderbare Verwandtschaft zwischen der Jugend und dem Alter Goethes. Was er als Student in Straßburg ersehnt hat, wird ihm jetzt durch das Brüderpaar in Heidelberg entgegengebracht. In eben dieser Zeit (1811 und 1812) schrieb er den zweiten Theil seiner Lebenserinnerungen. Das Motto heißt: „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle". Auch um dieses Wort richtig zu verstehen, muß man den Zusammenhang zwischen Goethe und Heidelberg kennen.

V. Joh. Jac. Willemer und Marianne Willemer.

In Frankfurt a. M. lebte unserem Sulpiz ein brüderlich befreundeter Mann, der seine Verehrung und Bewunderung für Goethe theilte und auch darin mit ihm übereinstimmte, daß alle wahre Kunst aus der Religion hervorgehen müsse und nur in beständigem Zusammenhange mit derselben gedeihen könne. Dieser ältere Freund hieß Johann Jacob Willemer, um die Wende des Jahrhunderts einer der angesehensten Männer der Reichsstadt, Bankier, Senator, Mitglied der Ober-

direction des frankfurter Nationaltheaters, vielseitiger populär-philosophischer Schriftsteller, durch deutsche Potentaten ausgezeichnet, er wurde preußischer Geheimerath, österreichischer Freiherr, und hatte eine anmuthige, am linken Mainufer zwischen Frankfurt und Offenbach gelegene Besitzung, die sogenannte Gerbermühle, in Pacht, welche er während des Sommers bewohnte.

Er war schon zweimal verwittwet, als er auf der frankfurter Bühne ein noch sehr junges Mädchen, die durch ihre reizende Erscheinung die Augen vieler, auch die des Clemens Brentano, entzückt hat, als Ballettänzerin und Sängerin auftreten sah: Marianne Jung aus Linz in Oberösterreich, die unter der Obhut ihrer Mutter lebte. Um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren, nahm Willemer das vierzehnjährige Mädchen in sein Haus, sorgte für ihre Mutter und für ihre eigene musikalische Ausbildung und machte am 27. September 1814 Marianne Jung zu seiner Frau. Er war damals vierundfünfzig, sie dreißig Jahre.

Nach seiner Kur in Wiesbaden, den „Herbsttagen im Rheingau", dem Rochusfeste bei Bingen, das er so anschaulich beschrieben hat, war Goethe

am 10. September 1814 wieder nach Frankfurt gekommen, wo er im Schlosserschen Hause die gastlichste Aufnahme fand, auch in der Gerbermühle erschien und am 24. September zu dem Brüderpaar nach Heidelberg reiste zu jenem schon erwähnten sechszehntägigen Aufenthalte, während dessen er seine Spaziergänge auf dem Schloß machte, freundlichen Verkehr mit heidelberger Professoren pflegte und in Privatcirkeln viel gefeiert wurde: ich nenne die Namen Paulus, Nägele, Thibaut, Joh. Heinr. Voß, Creuzer u. a.

Goethe war eben nach Heidelberg gekommen, als am 28. September 1814 im Morgenblatte zu Stuttgart ein Bericht über seinen vierzehntägigen Aufenthalt in Frankfurt erschien und sehr ausführlich die Feier beschrieben wurde, welche zu seiner Ehre und in seiner Anwesenheit im frankfurter Theater stattgefunden; man hatte ihm zu Ehren seinen Tasso gegeben, ihm einen feierlichen Empfang durch Posaunenschall und Prolog bereitet und nach dem Schlusse die Kränze der Büsten des Virgil und des Ariost überreicht; diese Kränze in der Hand, war er durch die ehrfurchtsvoll grüßende Menge hindurchgeschritten. Diese Er=

zählung ist zur Befriedigung der Leser in viele Lebensgeschichten Goethes übergegangen, auch in die von Lewes. Es war eine angenehme Legende. Der Bericht im Morgenblatte schildert eine Feier, die gebührender Weise hätte stattfinden sollen, aber nie stattgefunden hat: eine sehr bittere und sehr verdiente Satyre gegen Frankfurt und das frankfurter Nationaltheater. Die alte Reichsstadt hatte den größten ihrer Söhne nach langer Abwesenheit und unvergleichlichen Werken wiedergesehen, vierzehn Tage in ihrer Mitte und Nähe beherbergt und nichts, gar nichts gethan, um ihn zu ehren. Ueberhaupt darf man sich das Verhältniß Goethes zu seiner Vaterstadt nicht so vorstellen, als ob auf seiner Seite jemals idyllisch-heimische oder heimwehartige Empfindungen geherrscht haben; im Gegentheil Frankfurt ist ihm gründlich verleidet worden und war es, als er ging; diese gründliche Abneigung hat ein sehr starkes Gewicht ausgeübt in seiner Trennung von Lili. Und sie ist noch nach der Zeit, von der wir reden, durch die Schuld Frankfurts, durch eine fast stumpfe Nichtbeachtung seiner Größe verschärft und verbittert worden. Heute hat Frankfurt glänzende Feste gefeiert: Dank der

Nachwelt! Hundertfünfzig Jahre nach seiner Geburt!

Der Verfasser jener Satyre von der Goethefeier im Jahre 1814 war J. J. Willemer.

Aber ich will von Marianne Willemer reden, dieser leuchtenden Frauengestalt, die mit einer Epoche im Leben Goethes dichterisch und unauflöslich verwebt ist, mit dem Jahre 1815. Es sei mir erlaubt, dieses Jahr Goethes heidelberger Epoche zu nennen. Noch ein Kind, war sie als Tänzerin, als Sängerin auf der Bühne erschienen; damals kannte sie von Goethe nichts als seine Beschreibung des römischen Carnevals und ergötzte sich an den bunten Figuren; dann lernte sie in Willemers Hause seine Dichtungen, in den Herbsttagen 1814 und 1815 ihn selbst kennen. Als sie das Mignonslied las, ganz Gesang, ganz Sehnsucht, rief eine innere Stimme: „das bin ich!“ Als sie die Ballade „Der Gott und die Bajadere“ las, fühlte sie in der Idee der Dichtung etwas mit ihrem Schicksal und ihrer Rettung Verwandtes. Sie hat in Goethes Gegenwart (in den Septembertagen 1815) diese Lieder so überwältigend gesungen, daß Goethe Einsprache that und sie bat, die Ballade

„Der Gott und die Bajadere" nicht mehr zu singen. Er schrieb später an Zelter: „Ich habe Gott und die Bajadere vortragen hören, so schön und innig, als nur denkbar".[1]

VI. Der West-östliche Divan. Suleika.

Goethe selbst war in eben dieser Zeit dichterisch in hohem Maße bewegt und voller Gedanken. Der neugeborene Weltfrieden hatte in seinem Gemüth auch die Idee und Aufgabe der Weltpoesie von neuem belebt, die seit den Jugendtagen in Straßburg unter dem Einflusse Herders ihm so vertraut und der Weite seines Geistes so gemäß war. Die Poesie ist kein Monopol, sondern die Sprache aller Zeiten und Völker. Eben jetzt hatte Josef von Hammer seine Uebersetzung der Gedichtsammlung (Diwan) des großen persischen Dichters Hâfis aus Schiras erscheinen lassen (1812), sie kam Goethen wie gerufen und brachte ihn sogleich zu dem Entschluß, eine Sammlung solcher Gedichte im Sinne des Westens und des deutschen Genius, d. h. in seinem eigenen Geiste ebenfalls

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika). Herausg. von Th. Creizenach. 1. Aufl. 1877. 2. verm. Aufl. 1878. Stuttg. Cotta. Einleitung.

zu schaffen. Diese Sammlung neuer Gedichte, die zum größten Theil in den Jahren 1814 und 1815 entstanden sind, nannte er den „West-östlichen Divan“. Ein Freund des willemerschen Hauses, der Arzt Ehrmann aus Straßburg, der Goethen schon in Straßburg gekannt, ein Mann von humoristischen Einfällen und derber Art, hatte im Werke, eine Gesellschaft aus lauter bedeutenden Männern zu stiften, deren jeder etwas Unsinniges oder, wie man zu sagen pflegt, Verrücktes gethan haben müsse; er nannte diese Gesellschaft den „Orden der verrückten Hofräthe“. Goethe, den die Sache sehr ergötzte, wünschte ein Diplom und erhielt es wegen seiner west-östlichen Denk- und Dichtungsart: «ob Orientalismum occidentalem».

Der Plan der neuen Dichtung wurde so schnell ausgeführt als gefaßt. Goethe war in der productivsten Stimmung, ganz wie in seiner Jugendzeit vor vierzig Jahren, wie er sie geschildert hat: „Mein Talent versagte mir nie, es gehorchte mir zu jeder Stunde“. So konnte er jetzt auf seiner Rheinreise, die er im Mai 1815 angetreten hatte, schon am ersten Tage in Eisenach sieben Gedichte aufzeichnen, am vierten Tage in Frankfurt sechs u. s. f.

Das achte Buch des West-östlichen Divan heißt Suleika und besteht aus 51 Gedichten, unter deren Eindruck man unwillkürlich nach einer Frauengestalt sucht, die dem Dichter gegenwärtig war und vorschwebte: nach einer wirklichen Suleika. Man sucht nicht vergeblich. Diese wirkliche Suleika war Marianne Willemer. Als vor achtzig Jahren der West-östliche Divan erschien (1819), wußten wohl die wenigsten, daß der Gegenstand einer Reihe der schönsten Suleikalieder Goethes Marianne Willemer war; niemand aber ahnte, daß eine Reihe der Perlen des Divan, die mit dem Namen „Suleika" bezeichnet waren, nicht von Goethe, sondern von dieser wirklichen Suleika herrührten, daß sie im West-östlichen Divan nicht blos besungen und angedichtet war, sondern an demselben auch mitgedichtet hatte. Dieses dichterische Zusammenwirken war und blieb zwischen Goethe und ihr ein beschlossenes und durch Chiffern gleichsam diplomatisch verschlossenes Geheimniß, welches erst ein halbes Jahrhundert nach der Erscheinung des Divan durch den Aufsatz „Goethe und Suleika", womit die Preußischen Jahrbücher den Jahrgang 1869 eröffneten, offenkundig gemacht wurde. Der Ver-

fasser jenes Aufsatzes war Herman Grimm, dem als ihrem jungen Freunde Frau von Willemer als „Großmütterchen", wie sie im Kreise der Ihrigen hieß, ihr Geheimniß mündlich und brieflich (Januar 1857) anvertraut hatte.[1]

Ein Trachten nach Dichterruhm war ihr ganz fern. Daß sie die Persönlichkeit Goethes erlebt und in ihm gelebt hatte, von seiner Empfindungs- und Dichtungsart bis in die feinsten Nüancen des Wohllauts dergestalt durchdrungen, daß sie gleichsam seine Echo werden konnte und wurde: darin lag für diese Frau ein unaussprechliches, durch die Verschwiegenheit erhöhtes, vollkommen gesättigtes Glück. Auch dem Dichter des West-östlichen Divan kam sie gerade im rechten Moment, wie eine ihm beschiedene, schon erwartete poetische Gefährtin:

Denke nun, wie von so Langem
Prophezeit Suleika war!

Uebrigens hat Goethe die Leser des West-östlichen Divan, ohne das Geheimniß zu verrathen,

[1] Zehn Jahre nach ihrem Tode hat Grimm den Brief veröffentlicht; zwanzig Jahre nach ihrem Tode erschien jener schon erwähnte, von Th. Creizenach herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika)" 1877.

mit aller dichterischen Deutlichkeit wissen lassen, daß das Buch „Suleika“ nicht allein von ihm herrühre. Man lese nur das 36. Gedicht:

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte, warst Du mir beschieden,
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf; mir wird es auch;

Hast mir dies Buch geweckt, Du hast's gegeben,
Denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus Deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu Dir, auch aus der Ferne!
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall,
Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?[1]

VII. Die Rheinreise 1815. Goethe in Frankfurt und Heidelberg.

1. Frankfurt.

Zu gemeinsamer Förderung der neubelebten vaterländischen Kunstinteressen hatte Goethe nach

[1] Werke. (Hempel.) Bd. IV. West-östlicher Divan. Buch VIII. Nr. 12. Nr. 36.

seiner Kur in Wiesbaden in den letzten Julitagen 1815 mit dem Staatsminister Freiherrn von Stein unsterblichen Andenkens, welchen E. M. Arndt begleitete, die Reise von Nassau nach Ehrenbreitstein und von da nach Köln gemacht. Nach Wiesbaden zurückgekehrt, ist er mit Sulpiz alsbald nach Frankfurt gegangen, wo er als Gast Willemers in der Gerbermühle drei volle Wochen blieb (vom 12. August bis 8. September): hier ist das Buch Suleika mächtig gefördert und am 28. August 1815 der 66. Geburtstag Goethes im angenehmsten Freundeskreise hoch gefeiert worden.

Dem Dichter des West-östlichen Divan wurde ein Turban einbescheert:

Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze!
Aus Deiner Hand nur ist der Dulbend schön,
Hat Abbas doch, auf Irans höchstem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn![1]

Um auch einige Tage in der Mitte der Stadt zu sein, hat Goethe während der zweiten Septemberwoche mit Sulpiz im willemerschen Stadthause gewohnt. Von hier aus sendet er ein Blatt des japanischen, zweilappigen Gingobaums

---

[1] Ebendas. Nr. 14.

als „Symbol der Freundschaft“ an Suleika. „Das Blatt ist zweispaltig; man könnte fragen“, so schreibt Sulpiz, „ob es eines ist, das sich in zwei Theile oder zwei, die sich in eins verbinden.“ Goethe vergleicht sich mit dem Blatte und schließt sein Gedicht an Suleika:

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin.

Der Baum aus dem Osten paßte vortrefflich in den West-östlichen Divan, in dessen poetischem Lichte sogar der Main als Euphrat erschien:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von Dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Sag Poete, sag Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem.

Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.[1]

In der dritten Septemberwoche waren die Freunde wieder auf der Gerbermühle vereinigt, für einige Tage, die gezählt waren, denn Goethe hatte den Ruf seines Herzogs erhalten, der von Karlsruhe nach Mannheim gegangen war und am 22. September in Heidelberg mit Goethe zusammentreffen wollte. So wurde die Abreise mit Sulpiz von der Gerbermühle nach Darmstadt auf den 19., die Ankunft in Heidelberg auf den 21. September festgesetzt. Der Herzog kam erst eine Woche später.

Wundersame Aehnlichkeiten und Contraste der Zeiten! Vor vierzig Jahren, in den August- und Septembertagen 1775, war Goethe so oft den Weg an der Gerbermühle vorüber nach Offenbach gegangen, um Lili zu sehen. Er hatte die Gerbermühle und den Wasserhof seiner Erinnerung eingeprägt und in seinem Faust im Osterspaziergange verewigt; da rufen die

[1] Ebendas. Nr. 11 (vom 15. Sept. 1815). Ich führe von den 3 Strophen nur die letzte an. Nr. 8 u. 9 (vom 17. Sept.). Ich gebe von Nr. 9 nur die erste und letzte Strophe.

Handwerksburschen: „Wir aber wollen nach der Mühle wandern!“ Und ein anderer: „Ich rath euch nach Wasserhof zu gehen!“ — Damals hatte er umsonst auf den Wagen des Herzogs gewartet, jetzt kam der Herzog selbst und rief ihn nicht von, sondern nach Heidelberg. „Ich lasse mich“, sagte Goethe zu Sulpiz, „ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern, denn der bestimmt mich immer zu etwas Gutem und Glücklichem.“[1]

2. Heidelberg.

Sulpiz hatte beide Willemer eingeladen, in den nächsten Tagen nach Heidelberg zu kommen, um Goethen wiederzusehen. Diese Zusammenkunft hat in den Tagen vom 24. bis 26. September 1815 hier stattgefunden und bezeichnet den Höhepunkt seines letzten hiesigen Aufenthalts, auch den dichterischen des Buches „Suleika“.

Der Idee der Dichtung gemäß sieht Suleika ihren Dichter im Osten, obgleich sie in Frankfurt a. M., er in Heidelberg ist; sie begrüßt den Ostwind und wünscht sich frohe Kunde von ihm, den sie bald wiederzufinden hofft:

[1] Sulpiz: Boisserée. Bd. I. S. 288 flgd.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Und nun kannst du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten!
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Diese hohen Mauern, die in der Sonne erglühen, sind das heidelberger Schloß.

Nach ihrer Rückkehr folgt all ihr Empfinden und Sehnen dem Zuge nach Osten; nun ist es der Westwind, den sie anruft und bittet, ihm Kunde von ihr zu bringen: es ist eines der innigsten, gesungensten Lieder, welches mitten in dieser Sammlung Goethescher Gedichte stets als eines der schönsten Goetheschen Lieder gegolten hat:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide!
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider.

Ach, vor Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen,
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen!

Sag ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.[1]

Um die Oertlichkeit des West-östlichen Divan im Buch Suleika zu verstehen, muß man sich schon die wunderbare Fügung gefallen lassen, daß zwischen Heidelberg und Frankfurt a. M. der Ostwind hin- und der Westwind herweht.

In Erwartung Suleikas weilte Goethe am Morgen des 24. September auf unserem Schlosse „sinnend und dichtend", wie die Inschrift sagt. Nun wissen wir auch, was er damals ersonnen und gedichtet hat: er hat die Kastanien besungen, welche in Fülle reif geworden sind, wie seine Lieder:

In vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!

---

[1] Ebendas. Nr. 39 u. Nr. 42. Das erste Lied ist am 23., das zweite am 26. September entstanden. Von den 6 Strophen des ersten gebe ich die erste und fünfte.

Laß Dir die Früchte zeigen,
Umschalet stachlig grün.

Die Schale platzt, und nieder
Macht er sich freudig los:
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schooß.[1]

Das Thema des Tages war die Wiederkunft Suleikas. Nie hat sich eine solche Fülle tiefsinniger Gedanken in einen solchen Strom herrlicher wohllautender Verse ergossen, als in diesem Gedicht mit der Ueberschrift „Wiederfinden":

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück ich wieder Dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, Du bist es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergang'ner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust.
Und er sprach das Wort: „Es werde!"
Da erklang ein schmerzlich Ach,
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach!

---

[1] Ebendas. Nr. 33. Ich gebe von den 4 Strophen die erste und die letzte. („Macht er" d. i. „der braune Kern".)

Ich verfolge das wunderbare Gedicht nicht näher. Licht und Finsterniß vermählen sich, und in den vereinigenden Weltkräften, in der Liebe besteht die Selbsterhaltung der Welt:

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört,
Und zu ungemess'nem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.[1]

Goethes dichterische Kraft war in diesen Tagen beflügelt, wie einst vor vierzig Jahren in seiner prometheischen frankfurter Zeit; er fühlte sich wie verjüngt und sprach dieses Gefühl in einem seiner heidelberger Suleikalieder aus, worin er die Höhe seines Alters mit dem Gebirge jenseits des Neckar vergleicht und Suleika mit der Morgensonne, die es vergoldet:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.[2]

---

[1] Ebendas. Nr. 43. (Von den 6 achtzeiligen Strophen gebe ich die beiden ersten und die letzte.) — [2] Ebendas. Nr. 24. (Von den 4 Strophen die dritte.)

Diese Worte charakterisiren in der bündigsten und bedeutsamsten Weise Goethes letzten Aufenthalt in Heidelberg.

Am 7. October hat er Heidelberg verlassen und ist über Würzburg, bis wohin Sulpiz ihm das Geleit gegeben, nach Weimar zurückgekehrt, mit den schönsten Erinnerungen und in der Hoffnung, im nächsten Jahre die Freunde in Frankfurt und Heidelberg wiederzusehen. Als er aber am 20. Juli 1816 in der Frühe die Reise in Begleitung seines kunstverständigen Freundes Heinrich Meyer schon begonnen hatte, traf unweit von Weimar seinen Wagen und seinen Reisegefährten ein Unfall, der ihn nöthigte zurückzukehren. Er war von jedem neuen Versuch einer Rheinreise wie abgeschreckt und ist nicht wiedergekommen.

VIII. Das letzte Suleikalied.

Dagegen ist Marianne Willemer, welche ihre Suleikazeit, diese schönsten und glücklichsten Erinnerungen ihres Lebens, mehr als ein halbes Jahrhundert überlebt hat, noch oft in Heidelberg gewesen. In dem nah benachbarten, höchst anmuthig

und romantisch gelegenen Stift Neuburg, einem seit den Tagen Johann Friedrich Schlossers bis heute den Erinnerungen an Goethe geweihten Orte, war sie ein vielgesehener und stets willkommener Gast.

Es war am 75. Geburtstage Goethes, den 28. August 1824, daß Marianne Willemer auf unserem Schlosse verweilte, eingedenk jener wunderbaren Stunden, die sie vor neun Jahren hier erlebt hatte, mit Goethe auf- und abwandelnd. Da entstand ihr letzter Suleikagesang, der unser Schloß und Goethe und die Septembertage von 1815 in einer Weise verherrlicht hat, wie nur diese Frau es vermochte. Dieses Lied, unter allen, welche Heidelberg gepriesen haben, eines der schönsten und durch seine Beziehung auf Goethe unvergleichlich, hat sie dem Dichter als Glückwunsch gesendet. „Gedenken Sie meiner in Liebe. Daß ich Ihrer gedenke, möge Nachstehendes beweisen, so wie daß die schönste Gegend immer eine fremde bleibt, wenn nicht durch Liebe und Freundschaft sie heimisch geworden; wo fände sich für mich eine schönere als Heidelberg! — Leben Sie hoch und glücklich!

Euch grüß ich, weite lichtumfloss'ne Räume,
Dich alten, reich bekränzten Fürstenbau,
Euch grüß ich, hohe dicht umlaubte Bäume
Und über euch des Himmels tiefes Blau.

Wohin den Blick das Auge forschend wendet
In diesem blüthenreichen Wunderraum,
Wird mir ein leiser Liebesgruß gesendet,
O freud- und leidvoll schöner Lebenstraum!

Auf der Terrasse hoch gewölbten Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn;
Die Chiffer, von der lieben Hand gezogen,
Ich fand sie nicht, sie ist nicht mehr zu sehn.

Dem kühlen Brunnen, wo die klare Quelle
Um grün bekränzte Marmorstufen rauscht,
Entquillt nicht leiser, rascher Well auf Welle,
Als Blick um Blick, und Wort um Wort sich tauscht.

O schließt euch nun, ihr müden Augenlider,
Im Dämmerlicht der fernen schönen Zeit
Umtönen mich des Freundes hohe Lieder,
Zur Gegenwart wird die Vergangenheit.

Aus Sonnenstrahlen webt ihr Abendlüfte
Ein goldnes Netz um diesen Zauberort,
Berauscht mich, nehmt mich hin, ihr Blumendüfte,
Gebannt in diesen Kreis, wer möchte fort?

Schließt euch um mich, ihr unsichtbaren Schranken,
Im Zauberkreis, der magisch mich umgiebt,
Versenkt euch willig, Sinne und Gedanken,
Hier war ich glücklich, liebend und geliebt."

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.